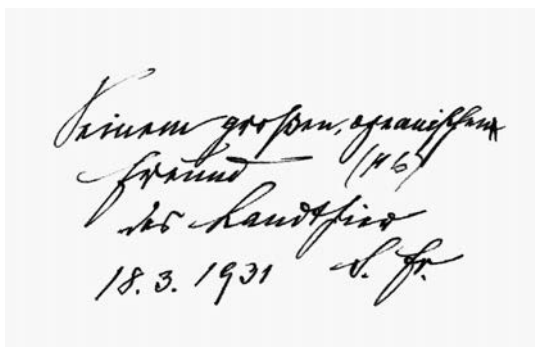


Die Widmung Freuds, die hier den Titel macht, könnte fast Sándor Ferenczi gelten – war dieser dem Ozeanischen doch höchst zuge-neigt. In seiner Schrift *Thalassa* schrieb er vom Streben nach »Wiederherstellung der See-Existenz«¹, deren Spur seit der großen urzeitlichen Austrocknungskatastrophe im Unbewussten vorhanden, das Wünschen orientiere. »Die erste große Gefahr, die die Lebewesen, die ursprünglich alle Wasserbewohner waren, traf, war nicht das Überflutetwerden, sondern die Eintrocknungsgefahr«, hielt Ferenczi fest² und sah in diesem ursprünglichen Verlust eine gleichsam ozeanische Sehnsucht begründet, als deren Ersatz in der Analyse die Sehnsucht nach dem Mutterleib und den intra-uterinen Anfängen unserer Existenz auftauchen können – denn das Milieu der Gebärmutter sei gleichsam »introjiziertes« Meer«.³

Doch die Widmung galt nicht Ferenczi. Freud schrieb sie, als er die zweite Ausgabe von *Das Unbehagen in der Kultur* Romain Rolland zukommen ließ⁴:



Seinem großen ozeanischen
Freund
das Landthier
18.3.1931 S. Fr.

In *Das Unbehagen in der Kultur* nannte Freud den Namen des großen Freundes Romain Rolland öffentlich, dem er die Formulierung des »ozeanischen Gefühls« verdankt, mit dem er sich im ersten Kapitel dieser Schrift befasst. Freuds Haltung zum Ozeanischen soll im Folgenden also nicht im Feld der von Ferenczi initiierten Bioanalyse – von der am Schluss jedoch noch einmal die Rede sein wird –, sondern von anderer Seite her, der Eröffnung seiner Kulturschrift, angegangen werden.

Romain Rollands ozeanisches Gefühl

Es geht, so Freud im *Unbehagen*, um ein Gefühl, »wie von etwas Unbegrenztem, Schrankenlosem, gleichsam ›Ozeanischem‹«, um die »Empfindung der ›Ewigkeit‹«. ⁵ Romain Rolland hatte ihm vorgeschlagen, dieses Gefühl als die Quelle aller – wie auch immer konkret ausgeformten – Religiosität anzusehen. Freud nimmt es auf, aber um es abzuweisen. Er wird es in seinem Text sowohl als Quelle der Religiosität zurückweisen, deren Ableitung aus der Beziehung des Kindes zum Vater, »der Vatersehnsucht« er bekräftigt, als auch persönlich: »Ich selbst kann dieses ›ozeanische‹ Gefühl nicht in mir entdecken.« ⁶ Erst nach dieser Einlassung nimmt er die Analyse des Gefühls auf und fragt, welche Stellung es im Seelenleben hat. Einen primären Status spricht Freud ihm ab. An Rolland schrieb er: »Erwarten Sie von mir aber keine Würdigung des ozeanischen Gefühls, ich versuche mich nur an einer analytischen Ableitung desselben, räume es nur sozusagen aus dem Weg.« ⁷ Daher vielleicht auch der merkwürdig abgelöste Charakter dieses 1. Kapitels. »Es ist eher ein Prolog, der mit dem folgenden Drama wenig zu tun hat«, urteilte Reik ⁸ und Freud selbst schrieb an Rolland: »Der Aufsatz geht zu anderem über, behandelt Glück, Kultur und Schuldgefühl«, ihn mit dieser Einleitung zu versehen, sei »überhaupt nicht sehr notwendig«. ⁹

1923 hatte Freud über die Vermittlung eines Dritten Kontakt zu Romain Rolland aufgenommen. Den direkten Briefwechsel eröffnete er dann kurz darauf – unter dem Stichwort der Illusion:

Verehrter Herr, es wird mir bis an mein Lebensende eine erfreuliche Erinnerung bleiben, dass ich einen Gruß mit

Ihnen tauschen konnte. Denn Ihr Name ist für uns mit der köstlichsten aller schönen Illusionen verknüpft, der von der Ausdehnung der Liebe auf alle Menschenkinder.¹⁰

Der französische Schriftsteller, überzeugter Pazifist und zumindest eine Zeit lang dem Kommunismus nahestehender, engagierter Intellektueller, Roman Rolland scheint für Freud derjenige gewesen zu sein, für den er trotz oder vielleicht sogar aufgrund seiner Illusionsneigung Freundschaft und hohe Bewunderung empfinden konnte (man lese die ersten Zeilen im *Unbehagen*). Ihm übertrug er die Aufgabe, an der Illusion festzuhalten und ihm gestand er die Schmerzen seiner eigenen Illusionslosigkeit. Freuds Brief setzt fort:

Zwar ich gehöre einer Rasse an, die im Mittelalter für alle Volksseuchen verantwortlich gemacht wurde und die in der Gegenwart die Schuld an dem Zerfall des Reiches in Österreich und am Verluste des Krieges in Deutschland tragen soll. Solche Erfahrungen wirken ernüchternd und machen wenig geneigt, an Illusionen zu glauben. Auch habe ich wirklich einen großen Teil meiner Lebensarbeit (ich bin 10 Jahre älter als Sie) dazu verwendet eigene und Menschheitsillusionen zu zerstören. Aber wenn diese eine sich nicht irgendwie realisieren läßt, wenn wir nicht im Laufe der Entwicklung lernen, unsere Destruktionstribe von unseres Gleichen abzulenken, wenn wir fortfahren einander wegen kleiner Verschiedenheiten zu hassen und um kleinen Gewinn zu erschlagen, wenn wir die großen Fortschritte in der Beherrschung der Naturkräfte immer wieder für unsere gegenseitige Vernichtung ausnützen, welche Zukunft steht uns da bevor?¹¹

Diesem ersten Brief legte er *Massenpsychologie und Ich-Analyse* bei und natürlich schickte Freud sogleich nach ihrem Erscheinen 1927 auch seine kleine Schrift *Die Zukunft einer Illusion* an Rolland. Sonderlich zufrieden war er mit ihr nicht, »analytisch schwächlich und als Selbstbekenntnis unzureichend«, schrieb Freud damals an Ferenczi.¹²

Die Antwort, die er auf diese Sendung erhielt, sollte ihm das ozeanische Gefühl ins Haus tragen, mit dem fertig zu werden Freud sich zwei Jahre später zur Bearbeitung *coram publico* entschloss. Der Brief, in welchem er Rolland um die Publikations-erlaubnis bat, beginnt mit der Feststellung: »Verehrtester Freund, Ihr Brief vom 5. Dezember 1927 Ihre Bemerkungen darin über ein von Ihnen ›ozeanisch‹ genanntes Gefühl hat mir keine Ruhe gelassen.«¹³ Was also stand in Rollands Brief? Hier ist er:

Lieber geschätzter Freund,

Ich danke Ihnen für die freundliche Zusendung Ihres luziden und wackeren kleinen Buches. Mit ruhigem Verstand und moderatem Ton entreißt es den ewigen Jugendlichen die Augenbinde, uns allen, deren amphibischer Geist zwischen der Illusion von gestern und ... der Illusion von morgen hin- und hertreibt.

Ihre Analyse der Religion ist treffend. Aber ich hätte gerne gesehen, dass Sie die Analyse des spontanen *religiösen Gefühls* machten, oder genauer, der religiösen *Empfindung*, die völlig verschieden von den eigentlichen Religionen ist und viel dauerhafter.

Ich verstehe darunter: – völlig unabhängig von allem Dogma, allem Credo, aller kirchlichen Organisation, allem Heiligen Buch, von aller Hoffnung auf ein persönliches Leben nach dem Tode, etc. – die einfache und unmittelbare Tatsache der *Empfindung des ›Ewigen‹* (die sehr wohl nicht ewig, aber einfach ohne wahrnehmbare Grenzen sein kann und gleichsam ozeanisch).

Diese Empfindung ist in Wahrheit subjektiven Charakters. Da sie aber, mit Tausend (Millionen) individuellen Nuancen, Tausend (Millionen) gegenwärtig existierenden Menschen gemeinsam ist, ist es möglich, sie mit annähernder Exaktheit der Analyse zu unterziehen.

Ich denke, Sie werden sie auch unter die *Zwangsneurosen* einordnen. Aber ich hatte oft Gelegenheit ihre reiche und wohltuende Energie wahrzunehmen, sei es bei religiösen Seelen des Westens, Christen und Nicht-Christen, – sei es bei den großen Geistern Asiens, die mir vertraut geworden sind, –

und unter denen ich einige zu Freunden zähle – in einem meiner nächsten Bücher werde ich zwei fast zeitgenössische Persönlichkeiten behandeln (die eine ist Ende des 19. Jh., die andere in den ersten Jahren des 20. Jh. gestorben)¹⁴, die ein Genie des Denkens und des Handelns gezeigt haben, welches für ihr Land und für die Welt kraftvoll regenerierend war.

Mir selbst ist die Empfindung vertraut. Sie hat mir durch mein Leben hindurch nie gefehlt, und ich finde in ihr eine Quelle vitaler Erneuerung. In diesem Sinn kann ich sagen, dass ich tief ›religiös‹ bin, – und ohne dass dieser dauerhafte Zustand (wie eine Wasserfläche, die ich unter der Schale auftauchen spüre / *comme une nappe d'eau que je sens affleurer sous l'écorce*) in irgendeiner Weise meinen kritischen Fähigkeiten und meiner Freiheit sie auszuüben schadet – und sei es gegen die Unmittelbarkeit dieser inneren Erfahrung. So führe ich gleichzeitig, ohne Verlegenheit und reibungslos ein ›religiöses‹ Leben (im Sinne dieser andauernden Empfindung) und ein Leben der kritischen Vernunft (das ohne Illusion ist).

Ich füge hinzu, dass dieses ›ozeanische‹ Gefühl nichts mit meinen persönlichen Bestrebungen zu tun hat. Ich persönlich strebe nach ewiger Ruhe; das Leben nach dem Tode zieht mich überhaupt nicht an. Aber das Gefühl, das ich erlebe, drängt sich mir als eine Tatsache auf. Es ist ein *Kontakt*. – Und da ich es (mit vielfachen Nuancen) identisch in zahlreichen lebenden Seelen wiedererkannt habe, hat es mir erlaubt zu verstehen, dass hier die wahrhafte unterirdische Quelle *religiöser Energie* liegt – die dann eingefangen, kanalisiert und *ausgetrocknet wird von den Kirchen*: bis dahin, dass man sagen könnte, im Inneren der Kirchen (welchen auch immer) findet man am wenigsten wahres ›religiöses‹ Gefühl.

Ewige Konfusion der Wörter, von denen ein und dasselbe in diesem Fall manchmal *Gehorsam* oder *Glaube* an ein Dogma, an ein Wort (oder an eine Tradition) bedeutet, und manchmal: freies, vitales Hervorsprudeln.

Bitte glauben Sie, lieber Freund, an meinen innigen Respekt

Romain Rolland¹⁵

Auf diese Weise warb Rolland bei Freud um jenes subjektive, gleichwohl verbreitete Gefühl, das er – angefangen beim »amphibischen Geist«, über seine Bezeichnung als »ozeanisch« und das Bild der subkutanen Wasserschicht, bis zur Quelle vitalen Hervorsprudelns – mit verschiedenen aquatischen Anspielungen umschreibt. Man kann im *Unbehagen* sehen, dass Freud die Argumente dieses Briefes getreu wiedergibt, das Bild des Ozeanischen aufnimmt und sich eine kleine Verschiebung in der Übersetzung von *la sensation de l'éternel* erlaubt, in dem er es nicht mit »die Empfindung des ›Ewigen‹« wiedergibt, sondern »der ›Ewigkeit‹« schreibt (frz. *L'éternité*) – den Gott hier also herausstreicht.

Freuds erste Assoziation – Grabbes Hannibal

Freud kündigt dann in seiner Schrift an, dass er das ozeanische Gefühl nicht physiologisch, sondern nach analytischer Manier, über die ihm assoziierten Vorstellungsinhalte angehen werde. Er artikuliert gleichsam ein Netz von Übersetzungen um es herum. Die erste hat es ziemlich in sich:

Habe ich meinen Freund richtig verstanden, so meint er dasselbe, was ein origineller und ziemlich absonderlicher Dichter seinem Helden als Trost vor dem freigewählten Tod mitgibt: ›Aus dieser Welt können wir nicht fallen.‹ Also ein Gefühl der unauflösbaren Verbundenheit, der Zusammengehörigkeit mit dem Ganzen der Außenwelt. Ich möchte sagen, für mich hat dies eher den Charakter einer intellektuellen Einsicht [...].¹⁶

In der Fußnote gibt Freud den Namen des Dichters an: Der Satz stammt aus der Schlusszene von Christian Dietrich Grabbes Stück *Hannibal* (1835), einer mit starken Brüchen gearbeiteten, überbordenden, aber auch realistischen, scharf satirischen, ja sarkastischen Tragikomödie, in der der Dichter des Vormärz mit Verve und Spottlust seine Interpretation Hannibals als isolierter Größe und verlassenem Kämpfer vorträgt. Das Stück, das weit ausholend 33 Lebensjahre Hannibals bis zu seinem Tod behandelt,

endet mit dessen Niederlage und Selbstmord. Karthago ist vernichtet, Rom triumphiert. »Ja, aus der Welt werden wir nicht fallen. Wir sind einmal darin. – Trink!«, Hannibal sagt diesen Satz zu seinem getreuen Freund Turnu, als er ihm den Giftbecher reicht, aus dem sie beide trinken werden, um den Römern nicht lebend in die Hände zu fallen.

Es sei daran erinnert, dass Hannibal Freuds »Lieblingsheld [der] Gymnasialjahre gewesen« war.¹⁷ Anlässlich einer Reihe von Träumen, »denen die Sehnsucht, nach Rom zu kommen, zugrunde liegt«¹⁸, stellte Freud fest, dass er bei seinen ersten Italienreisen zwischen 1895 und 1900 nie weit über den Trasimener See hinausgekommen ist – ganz wie Hannibal, dem es nicht beschieden war, Rom einzunehmen. Für Freud knüpfte sich einiges an diese Figur:

Hannibal und Rom symbolisierten dem Jüngling den Gegensatz zwischen der Zähigkeit des Judentums und der Organisation der katholischen Kirche. Die Bedeutung, welche die antisemitische Bewegung seither für unser Gemütsleben gewonnen hat, verhalf dann den Gedanken und Empfindungen jener früheren Zeit zur Fixierung. So ist der Wunsch, nach Rom zu kommen, für das Traumleben zum Deckmantel und Symbol für mehrere andere heiß ersehnte Wünsche geworden, an deren Verwirklichung man mit der Ausdauer und Ausschließlichkeit des Puniers arbeiten möchte und deren Erfüllung zeitweilig vom Schicksal ebensowenig begünstigt scheint wie der Lebenswunsch Hannibals, in Rom einzuziehen.¹⁹

»Ja, aus der Welt werden wir nicht fallen. Wir sind einmal darin. – Trink!« Der Satz beschließt Hannibals Niederlage. Er enthält einen eigenwillig formulierten Trost angesichts der Endlichkeit, an deren Schwelle die Protagonisten gerade stehen. Das letzte Wort, das ihn, wenn man so sagen darf, zum Trinkspruch macht, auf die Einnahme des Giftgetränks zuführt, hat Freud, überhaupt frei zitierend, weggelassen. Über den Verweis auf die Flüssigkeit steht es auf seine Weise in Kontakt mit den aquatischen Metaphern. Durchaus gedeckt vollzieht sich mit dem Grabbe-

Zitat ein Beleuchtungswechsel: Freud ruft, ohne darauf groß hinzuweisen, eine andere Seite des ozeanischen Gefühls auf – den Tod, ja, den Todeswunsch.

Rom

Wenn Freud im Anschluss daran die Analyse des ozeanischen Gefühls aufnimmt, lenkt er die Aufmerksamkeit auf die Genese des Ich, dessen scheinbare Einheitlichkeit, Selbstständigkeit und Abgegrenztheit sich analytisch als »Fassade« erweisen, die den nahtlosen Übergang desselben ins Es, aus dem es sich einst herausgehoben hat, kaschiere. Freud ruft (unter Verweis auf Ferenczis Arbeiten) verschiedene Momente dieser Genese auf, spricht vom purifizierten »Lust-Ich« und schließt, dass unser heutiges Ichgefühl »nur ein eingeschrumpfter Rest eines weit umfassenderen, ja – eines allumfassenden Gefühls«²⁰ sei, in das die Trennung von der Umwelt noch nicht, oder allein nach Maßgabe der Lust, eingetragen sei. Gehe man davon aus, dass sich dieser frühe Zustand im Seelenleben neben den späteren zu erhalten vermag, so läge eben hier, in der zurückfantasierenden Wiederbelebung der aufgegebenen Spuren dieses Zustandes, die Quelle des ozeanischen Gefühls, das Rolland beschrieb. Freud rückt es so in die Nähe des Strebens nach »Wiederherstellung des uneingeschränkten Narzißmus«²¹.

Hier schließt sich das berühmte Romgleichnis an, mit dem Freud das »Problem der Erhaltung im Psychischen« veranschaulichen möchte. Die Spur nach Rom war freilich bereits mit dem Grabbe-Zitat gelegt. Es ist, als würde Freud jetzt, Hannibals Niederlage überwindend, zumindest in Gedanken Rom betreten (nach der Publikation der *Traumdeutung* war er 1901 das erste Mal wirklich nach Rom gereist). Man möge sich Rom vorstellen, die »ewige Stadt« mit ihren historischen Schichten von der Antike bis heute, von der *Roma Quadrata* über die Phase des *Septimonium*, die Kaiserzeit und weiter ... – Freud nimmt sich viel Raum, um vorhandene bauliche Reste dieser Geschichte aufzurufen und dann den Lesern vorzuschlagen, sie mögen sich nun alle Schichten gleichzeitig vorhanden denken, bis er schließlich abbricht, und mit der Bemerkung, diese Fantasie führe »zu Unvorstellbarem, ja

Absurdem«²², die Sache fallen lässt. Dass im Seelenleben erhalten bleibt, was einmal gebildet wurde, muss also ohne kohärente Veranschaulichung behauptet werden. »[W]arum wir gerade die Vergangenheit einer Stadt ausgewählt haben«²³, kann Freud nicht rechtfertigen, weist aber überflüssigerweise auch noch darauf hin. Eingefasst ist das Romgleichnis von weitaus kürzeren Vergleichen, in denen Freud mittels Phylo- und Ontogenese die Gegenwart des Vergangenen zu zeigen sucht. Dabei dient ihm das Krokodil, weil es ein heute lebender Saurier sei, als ein Beispiel unter anderen, deren wenig befriedigenden Wert er erneut betont. Sein Text kommt dem Feld der Bioanalyse hier sehr nahe, betritt es aber nicht. Das Biologische bleibt am Rand. Für die Textbewegung ist entscheidend: Freud, das »Landthier«, hat wieder Boden unter den Füßen gewonnen – den städtischen, geschichtsträchtigen Boden Roms.

Freuds zweite Assoziation – Schillers Taucher

Für Freud fällt die Quelle der Religiosität schließlich auf die eine Seite, das ozeanische Gefühl auf eine andere. Nicht aus einem Gefühl, sondern allein aus einer Relation, einem strukturellen Fehlen, lässt sich, daran hält er fest, die Entstehung der Religion ableiten: aus der Wendung an den Vater und, noch einen Schritt zurück, aus der kindlichen Hilflosigkeit. »Es mag noch anderes dahinterstecken, aber das verhüllt einstweilen der Nebel.«²⁴, fügt er immerhin hinzu.

Ein paar Schritte macht Freud dann aber doch in diesen Nebel hinein, der vom Ozeanischen her aufsteigt. Freud widerstrebt die »Ableugnung« der Außenwelt im ozeanischen Zustand sichtlich und wohl auch die Differenzlosigkeit, mit der dieser noch hinter die Religionen zurückfällt, die »wenigstens die Rolle des Schuldgefühls in der Kultur nie verkannt« haben. An einer späteren Stelle der Schrift sagt er so über die monotheistischen Religionen. Hier aber geht es um ein anders geartetes, für Freud höchst befremdliches Feld. Dass sein »großer Freund« das ozeanische Gefühl aus seiner Vertrautheit mit der indischen Mystik formuliert hatte, war Freud, wenn auch ohne Details, ja durchaus bekannt. Romain Rolland schrieb damals an einem Buch über den hinduistischen

Mystiker Ramakrishna, bei dem sich die Metapher des Ozeans häufig finden lässt. In diesem Buch beschrieb Rolland auch sein eigenes ozeanisches Erlebnis, das er nicht zufällig im Kâlî-Tempel gehabt hatte und das beginnend mit einem Zustand unerträglicher Angst, schließlich, wie er formuliert, in »einen Ozean unbeschreiblicher Freude« mündete.²⁵ »In welch mir fremden Welten bewegen Sie sich doch! Die Mystik ist mir ebenso verschlossen wie die Musik!«²⁶, gestand Freud in seinem Dankesbrief, als Rolland sich mit der Veröffentlichung seiner Gedanken zum Ozeanischen Gefühl einverstanden erklärt hatte. Seine Vorbehalte kundtuend und nur für wenige Zeilen, lässt Freud sich jetzt also auf dieses Feld ein und tut kund, was er von der Praxis des Yoga vernommen hat. Dazu zitiert er einen namenlos bleibenden »andere[n] [s]einer Freunde«, den »ein unstillbarer Wissensdrang zu den ungewöhnlichsten Experimenten getrieben und endlich zum Allwissender gemacht« habe, so stellt Freud ihn, etwas spitzig, vor. Nach dessen Behauptung lassen sich mit den Yogapraktiken wirklich »neue Empfindungen und Allgemeingefühle« wecken, die dieser Freund »als Regressionen zu uralten, längst überlagerten Zuständen des Seelenlebens« verstanden wissen will und in denen er »eine sozusagen physiologische Begründung vieler Weisheiten der Mystik« erfassen zu können glaubt. Es ist Freuds Art, so könnte man sagen, anzudeuten, dass es da einen Raum geben mag, den zu betreten er nicht vorhat.

Direkt nach diesen Bemerkungen kommt Freud mit seiner zweiten Assoziation, die das Einleitungskapitel dann beschließt. Der Signifikant *Ozeanisch* beherrscht jetzt die Szene, allerdings unter der Oberfläche, über eine unausgeführte Anspielung. Freud schreibt:

Allein mich drängt es, auch einmal mit den Worten des Schillerschen Tauchers auszurufen: »Es freue sich, wer da atmet im rosigen Licht.«²⁷

Was für ein sanfter Satz, mit dem Freud hier aufs Neue die todeschwangere Seite des Ozeanischen aufruft. Die Strophe lautet vollständig:

Lange lebe der König! Es freue sich,
Wer da atmet im rosigten Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedeckten mit Nacht und Grauen.²⁸

Der Taucher, der dies ausruft, hat die Tiefen des Ozeans gerade gesehen, er hat dem König den goldenen Becher, den dieser in die Fluten warf, zurückgebracht. Und er wird gleich ausmalen, was ihm unter der Meeresoberfläche, in »purpurne[r] Finsternis« an »grausem Gemisch,/ Zu scheußlichen Klumpen geballt« begegnete. Schillers Ballade *Der Taucher* schwelgt in der Beschreibung des grässlichen, gewaltigen Ozeans, der als »Schlund« und »schwarze[r] Mund« sehr oral eingeführt wird²⁹, und auch sonst nicht ohne mütterliche Konnotationen ist (»Als wolle das Meer noch ein Meer gebären«). Den vom König in seiner Hybris geforderten zweiten Tauchgang wird der Taucher nicht mehr überleben.

Wieder ist der Tod in Freuds Assoziationen nah. Als glücklich entronnene Atemnot, ragt er noch in das Zitat. Seine Ursache ist diesmal Ertrinken (statt Trinken). Aber wie beim Grabbe-Zitat bleibt die Todesnähe eine Anspielung, deren Dimension sich nur denjenigen erschließt, die der Assoziation nachgehen. Freud lässt den Kontext im Off. Aber es ist ein Kontext, der jetzt direkt ins Ozeanische, oder sagen wir, in eine ozeanische Fantasie eintaucht.

Mit Schillers Gedicht wird der Ozean zum Schrecken verschlingender Natur, die den jungen Taucher, vom König grausam herausgefordert und von allen guten Geistern verlassen, zu Tode bringen wird, nachdem sie ihm ihr düsteres, unheimliches Innenleben offenbart hat. Schiller malt die Naturgewalt als einen Ozean verschlingender Mütterlichkeit bzw. als »finsternen Schoß« der Weiblichkeit überhaupt.

Dies wäre eine Möglichkeit zu deuten, was in Freuds Schlusszitat spielt – und in Freuds Theorie ist einiges, diese Deutung zu stützen. Seine Ausführungen zum ozeanischen Gefühl münden so in den Drang, sich von der Gefahr eines Versinkens in der Gebälerin abzuwenden. »Die großen Muttergottheiten der ori-

entalischen Völker scheinen aber alle ebensowohl Zeugerinnen wie Vernichterinnen, Göttinnen des Lebens und der Befruchtung wie Todesgöttinnen gewesen zu sein«, hatte Freud 1913 festgehalten.³⁰

In einem anderen Register formuliert, weniger ödipal, ließe sich sagen, Freud hat im ozeanischen Gefühl den Todestrieb herausgehoben.

Aber ist die Sache mit dieser Deutung erledigt? Ich denke nicht.

Das Mutter-Meer oder: doch eine Antwort auf Ferenczi

Mit dem Auftauchen der mütterlichen Konnotation des Meeres ist Ferenczi und seine Deutung des embryonalen Zustandes im Uterus als Wiederholung der »See-Existenz« nahe gerückt – bei Ferenczi freilich unter umgekehrte Vorzeichen gesetzt: als der Sehnsuchtsort schlechthin. Freuds Ausführungen geben sich so auch als eine gedeckte Antwort auf Ferenczi und Einspruch gegen seine Sehnsucht zu lesen.

Auf die Anwesenheit von Ferenczi in Freuds Text weist noch ein weiteres Bindeglied hin. In seinen Ausführungen zum Yoga war Freud der Bioanalyse ein zweites Mal nahegekommen und es lässt sich hier ein Referenztext ausmachen, der den Hintergrund seiner Andeutungen gibt. Es ist der 1923 in der *Imago* erschienene Aufsatz *Der biologische Sinn psychischer Vorgänge (Über Buddhas Versenkungslehre)*, verfasst von Franz Alexander.³¹ Freud nennt den ungarischen Psychoanalytiker und Verfechter der Bioanalyse³² kurzerhand einen Freund (wie oben zitiert), was nicht unbedingt eine freundschaftliche Geste ist, denn er spart sich damit die Nennung seines Aufsatzes, den er offenkundig nicht empfehlen will. Alexander entfaltet in ihm seine These, dass die buddhistische Versenkung bzw. die ältere Yoga-Praxis auf die Wiederbelebung des vorgeburtlichen Seins zulaufe. Der narzisstische Libidorückzug bilde darin ein Durchgangsstadium auf dem Weg zu einem Ziel, das schließlich deutlich die Charakteristika des intrauterinen Zustandes aufweise – weswegen Alexander von der »Mutterleibsbedeutung des Nirwana«³³ spricht. Die Pointe der Schrift aber liegt darin, dass Alexander die Reinkarnationslehre als intuitive

Erkenntnis des biogenetischen Grundgesetzes ansieht – ermöglicht durch das Wissen des Unbewussten, auf das diese Versenkung zugehe und das nichts anderes als »phylogenetisches Wissen« sei.³⁴ Freuds Spitze gegen den »Allwisser« hat hier ihren Platz, Alexander schreibt in diesem Zusammenhang tatsächlich: »Das Unbewußte weiß Alles«³⁵ – und gegen einen solchen radikalen Irrtum musste Freud das Unbewusste schützen.

Alexanders Text stiftet so einen Link zwischen Yoga, Bioanalyse und Todestrieb – für den letzteren Freud, wie erinnert sei, auch den von Barbara Low vorgeschlagenen Namen »Nirwanaprinzip« aufnahm.³⁶

Was lässt sich sagen nach diesem Durchgang?

In seinem Versuch, das ozeanische Gefühl zu analysieren, verbirgt Freud seine Abwehr nicht, er bekennt sie vielmehr recht offen. Für Freud haftet am Ozeanischen – vielleicht schon am Flüssigen, Formlosen – ein Horror, von dem er mit seiner zweiten Assoziation, in der das Ozeanische, sagen wir kurz, als Mutter-Meer auftaucht, eine Andeutung gibt. Kann man vor diesem Hintergrund seinen berühmten Satz: »Es ist Kulturarbeit etwa wie die Trockenlegung der Zuydersee«³⁷ noch ohne Schrecken lesen, ohne die Frage, was Freud da austrocknen will? —

- 1) Ferenczi, Sándor: *Versuch einer Genitaltheorie* (1924), in: Ders.: *Schriften zur Psychoanalyse*, Auswahl in zwei Bänden, hg. v. Balint, Michael, Frankfurt a. M. 1972, Fischer, Bd. 2, S. 317–400, hier S. 364
- 2) Ebd., S. 360
- 3) Ebd., S. 366
- 4) »Seinem großen ozeanischen Freund (S. 6) das Landthier 18. 3. 1931 S. Fr.« mit Faksimile aus: Vermorel, Henri; Vermorel, Madeleine (Hg.): *Sigmund Freud et Romain Rolland. Correspondance 1923–1936. De la sensation océanique au Trouble du souvenir sur l'Acropole*, Paris 1993, PUF, S. 328
- 5) Freud, Sigmund: *Das Unbehagen in der Kultur* (1930), GW Bd XIV, S. 422
- 6) Ebd.
- 7) Vermorel (Hg.): *Freud et Rolland*, S. 603, Brief vom 20. 7. 1929
- 8) Reik, Theodor: *Zu Freuds Kulturbetrachtung* (»Das Unbehagen in der Kultur«), in: Ders.: *Freud als Kulturkritiker*, Wien, Leipzig 1930, S. 70 f.
- 9) Vermorel (Hg.): *Freud et Rolland*, S. 602, Brief vom 14. 7. 1929
- 10) Ebd., S. 600, Brief vom 4. 3. 1923
- 11) Ebd.
- 12) Brief vom 23. 10. 27, zitiert nach: Gay, Peter: *Freud. Eine Biographie für unsere Zeit*, Frankfurt a. M. 1999, Fischer, S. 589, vgl. Dort auch ähnliche Äußerungen Freuds gegenüber Eitingon und Laforgue.
- 13) Vermorel (Hg.): *Freud et Rolland*, S. 602, Brief vom 14. 2. 29
- 14) Freud wird die beiden Publikationen in der 2. Auflage, in der er auch Romain Rollands Namen nennt, angeben: *La Vie de Ramakrishna* (1929) und *La Vie de Vivekananda et l'évangile universel* (1930)
- 15) Vermorel (Hg.): *Freud et Rolland*, S. 303 f., übers. v. Mai Wegener
- 16) Freud: *Unbehagen*, S. 422
- 17) Freud, Sigmund: *Die Traumdeutung* (1900), GW I–II, S. 202
- 18) Ebd., S. 199
- 19) Ebd., S. 202
- 20) Freud: *Unbehagen*, S. 425
- 21) Ebd., S. 430
- 22) Ebd., S. 428
- 23) Ebd.
- 24) Ebd., S. 430, hier, wenn nicht anders ausgewiesen, auch die Zitate des folgenden Absatzes.
- 25) Zitiert nach Vermorel (Hg.): *Freud et Rolland*, S. 306
- 26) Vermorel (Hg.): *Freud et Rolland*, S. 603, Brief vom 20. 7. 1929
- 27) Freud: *Unbehagen*, S. 431 (Freud zitiert Schiller ohne das rosigte Licht – bei ihm steht wirklich »im rosigen Licht«.)
- 28) Schiller, Friedrich: *Der Taucher*, Erstveröffentlichung in: *Musen-Almanach für das Jahr 1798*, S. 119–130, nachzulesen unter: https://de.wikisource.org/wiki/Der_Taucher
- 29) Die Ballade hebt an mit den Worten des Königs: »Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,/ Zu tauchen in diesen Schlund?/ Einen goldnen Becher werf ich hinab,/ Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund. [...]«
- 30) Freud, Sigmund: *Motiv der Kästchenwahl* (1913), GW10, S. 34. Vgl. zu Freuds ringen mit der Weiblichkeit in diesem Text, Verf.: *Das bleierne Kästchen. Zum Realen bei Freud*, in: *Y. Revue für Psychoanalyse*, Nr. 1/2016, URL: <http://ypsi-psychoanalyse.de/ausgaben/01-2016-kreative-zerstoerung/das-bleierne-kaestchen-zum-realen-bei-freud/> (aufgerufen 15. 5. 2021)

- 31) Den Hinweis auf diese Schrift und auch die Idee, Franz Alexander könnte der »andere Freund« sein, auf den Freud sich in *Sachen Yoga* bezieht, verdanke ich Peter Berz – an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich.
- 32) Alexander, Franz: *Einige unkritische Gedanken zu Ferenczis Genitaltheorie*, Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse 1925, Band XI, Heft 4, S. 444–456
- 33) Alexander, Franz: *Der biologische Sinn psychischer Vorgänge. (Über Buddhas Versenkungslehre)*, IMAGO XIII, 1923, S. 35–57, hier S. 44; Mit aquatischen Metaphern ist hier vor allem die zweite Jhanastufe belegt, die Alexander als narzisstisch qualifiziert, weil in ihr die Libido »ins große Ichreservoir« zurückströme. Vgl. ebd., S. 41
- 34) Ebd., S. 51, vgl. S. 50 f.: »Die hellseherische Erkenntnis der ewigen Wiedergeburten, die Erinnerung an alle Daseinsformen, an alle geologischen Urzeiten, welche Buddha nach der Überschreitung der vier Jhanastufen aufgegangen ist – ist nichts anderes als unser biogenetisches Grundgesetz, nur fand es Buddha auf einem völlig anderen Wege.«
- 35) Ebd., S. 51
- 36) Freud: *Das ökonomische Problem des Masochismus*, GW XIII, S. 372
- 37) Freud: *Neue Folge der Vorlesungen*, GW XV, S. 86